

REVUE

Magazine for the Next Society

Rituale

HEFT 14 WINTER 2013





Mehr Zeit fürs Leben: NOMOS Glashütte hat für Ärzte ohne Grenzen zwei neue Sondermodelle gebaut. Sie können mit diesen limitierten Klassikern beim Helfen helfen – 100 Euro einer jeden Uhr gehen an Menschen in Not.

Diese Fachhändler helfen beim Helfen: Augsburg: Bauer & Bauer; Berlin: Christ KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bonn: Kersting; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dortmund: Rüschenbeck; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Frankfurt am Main: Rüschenbeck; Hamburg: Becker, Bucherer; Koblenz: Hofacker; Köln: Berghoff, Kaufhold; Ludwigsburg: Hunke; Lübeck: Mahlberg; München: Bucherer, Fridrich, Kiefer; Münster: Freisfeld, Oeding-Erdel; Nürnberg: Bucherer; Stuttgart: Niessing; Ulm: Scheuble. Überall: Wempe. Mehr unter: www.nomos-store.com und www.nomos-glashuette.com



Editorial

»I imagine contemporary rituals to be routines we exercise, to practice testing those sensors, to feel seen and recognized in a tribal way within our communities. If we seek positive or negative attention, if we run wild or sabotage our own potential, I still argue, we just wish to be seen by the tribe at deeper, older, more ritualistic levels.«

(Melissa Steckbauer. Featured Artist)

Wir wollen gesehen werden. Werden wir gesehen, gibt es uns. Werden wir dabei gezählt oder zählen uns selbst, werden wir besser. Die Selbstoptimierung als Ritual ist Alltag geworden, Narrationen haben sich in Timelines verwandelt. Wenn aber das tägliche Ritual des Zählens und Beobachtens wegfällt: Was würden wir sehen und wer wären wir dann? Was hält uns als Gesellschaft, jeden Einzelnen von uns, jenseits von Social Media noch zusammen, »deeper, older, more ritualistic«?

Denn: »Zeitgenössische Vermessung«, so sagt Timo Feldhaus, »bedeutet immer auch Gemeinschaft«, und er bestätigt damit Jan Assmann, der im Essay-Schwerpunkt schreibt: »Indem Rituale dem Strom der Zeit eine zyklische Struktur geben, integrieren sie die Teilnehmer zu einem Wir, im Sinne einer kollektiven Identität.« Kollektive Identität heißt auch: Verlust von Individualität. Um »den Namen nicht zu verlieren«, werden Zukunft und Vergangenheit als Erinnerung unter die Haut eingeschrieben, wie Hanno Hauenstein in seiner Reportage über junge Israelis berichtet, die sich die KZ-Nummern ihrer Großeltern tätowieren. Es wird ausgebrochen aus Systemen, wie ehemalige Profisportler uns erzählen; manchmal auch ein neuer Umgang mit Nähe etabliert, wie ihn Melissa Steckbauer uns zeigt. Ob bei der Transformation von Organisationen, im Management, kreativen Schaffensphasen, Freundschaften, nicht zuletzt in der Liebe –

»People commonly engage in rituals with the intention of reaching a desired outcome, such as reducing their anxiety and boosting their confidence, alleviating their grief, performing well in a competition, or even making it rain.«

Diese »ritual order« kann beides sein: Sicherung und Verunsicherung zugleich. Das gibt uns Raum, den Blick neu zu schulen, für die »Unsicherheiten, Ambivalenzen, den unterliegenden Grund«.

Wir haben geblinzelt, die Augen geschlossen, geöffnet. Schauen und lesen Sie mit uns.

Das REVUE-Redaktionsteam

We want to be seen. If we are seen, we exist. If we are quantified, we're getting somewhere. Self-optimisation as daily ritual, narration as timeline. If we abandon our daily ceremonies of counting and observing, what do we see and who are we then? What keeps society together and each of us, beyond social media, »deeper, older, more ritualistic«?

As Timo Feldhaus says: To quantify yourself means to join the tribe. Or from Jan Assmann: »Through giving time a cyclical structure, rituals integrate us into collective identity.« But that also means the loss of individuality. As Hanno Hauenstein reports, in order not to lose their names, young Israelis tattoo their grandparents' concentration camp numbers into their skin. Former professional sportsmen break out of the system; an artist, Melissa Steckbauer, searches for new ways of being close. Whether it's the transformation of organisations and management, creativity, relationships, love —

»People commonly engage in rituals with the intention of reaching a desired outcome, such as reducing their anxiety and boosting their confidence, alleviating their grief, performing well in a competition, or even making it rain.«

This »ritual order« can be both: Security and Insecurity. It opens up space for each one of us to improve the way we see the world: »Insecurities, ambivalences, the ground beneath our feet.«

We blinked, closed our eyes, opened them again. Have a look and read with us.

The REVUE-Magazine-Team

Cover art by Melissa Steckbauer



Den Namen nicht verlieren

Eine Reportage von Hanno Hauenstein

Wo liegen die Grenzen des »richtigen« Umgangs mit dem Holocaust? In Israel strapazieren Vertreter der zweiten und dritten Generation Nachgeborener von Holocaustüberlebenden diese Frage durch Nummern-Tattoos auf den Unterarmen. Viele sehen darin eine bloße Provokation. Smaddar Yaaron, Adav Gelles und Moshe Gabai bedeuten ihre Tattoos mehr: kritische Blasphemie, Beziehungsspiegel, den Abschluss einer Suche.

Wie dürfen wir ihre Nummern lesen?



Playing hard — What happens if you leave the system?

Robert Bäuerle, Martin Bengtsson & Johannes Herber

Interviewed by Jana-Maria Hartmann

As an athlete, you commit yourself to a lifestyle. Daily practice, a pattern of rules, rituals and values that you dedicate yourself to completely, a team in which you immerse yourself heart and soul, ideally. But what happens if you leave that system? And is the »real world« outside really so different?

Three former successful athletes talk about their career as professionals and their lives after: Robert Bäuerle, a former hockey player now working as a lawyer in Brussels; Martin Bengtsson, before a Swedish footballer, now a Göteborg-based musician; and Johannes Herber, who played basketball in Germany and the us.



Entrepreneur City Next Bangalore

Imagine you have the power to change one place in your city. What place would you choose?

Text von Damm & Anne-Katrin Fenk (Head of MOD Institute)

Bangalore Boomtown: the Indian metropolis has established itself as an international brand. Special economic zones represent a frequently copied model for urban development in modern-day India. What would an alternative urban development in an Indian city look like and how can it be designed jointly with residents?—Launched in February 2013 NextBangalore is one of the first urban participation platforms in India. It brings the idea of crowdsourcing in the urban development process.



Der Managertalk Managermangel?

Mit Lutz Marz, Dirk Baecker, Philipp Hessinger & Bernhard Krusche

Wie konnte die Wirtschaft der DDR überhaupt funktionieren und was passierte mit ihr nach der Wende? Jenseits von Stereotypen wird geklärt, wie man eine Managerwirtschaft am Laufen hält und warum es einen Manager, wie wir ihn heute kennen, im Sozialismus vielleicht gar nicht geben kann.

»Kein Direktor hätte sich je abfällig über die Arbeiterklasse geäußert; er wäre sofort beim Parteisekretär gelandet. Das hat zu dem hohen Selbstwertgefühl der Arbeiterinnen und Arbeiter beigetragen. Und dann kam die Wende.«



Artist Feature Melissa Steckbauer

Näher. This incredible desire to share and be touched.

Text & Interview: Manuel Wischniewski (Curated by Jan Bathel)

»If I disavow language and say whatever I will, I imagine contemporary rituals to be routines we exercise, to practice testing those sensors, to feel seen and recognized in a tribal way within our communities. If we seek positive or negative attention, if we run wild or sabotage our own potential, I still argue, we just wish to be seen by the tribe at deeper, older, more ritualistic levels.«

In der täglichen Flut aus Bildern ist der Blick dem Überblick gewichen; das Hinsehen dem Überschauen. Ist das alles, was wir einander zu sagen haben? Ist das Netzwerk schon die große Erzählung unserer Zeit, erschöpft sich darin unsere Idee vom Miteinander? Melissa Steckbauers Umgang mit Fotos formuliert eine Alternative.



Der zeitgenössische Pakt mit dem Teufel

Rituale der Selbstoptimierung

Timo Feldhaus

Von Quantifiedself.com bis zu Google's Calico: Selbstverbesserer sind aktive, motivierte Männer und Frauen, die pausenlos ihre Körper, ihre Frequenzen und Stimmungen, ihre Ernährung und Verbrauchergewohnheiten beobachten – so viele Routinen wie möglich. Den Körper, als Rohmaterial begriffen, (digital) zu durchleuchten und durch die Optimierung einen effektiveren Mehrwert aus dem menschlichen Organismus zu ziehen, nur um sich besser zu verkaufen, das ist das neue Ritual unserer Zeit. – Die entgrenzte Arbeit, die Kolonialisierung des Körpers. Bezeichnet das den zeitgenössischen Pakt mit dem eigenen Teufel?

03

Editorial

08 FAKSIMILE

Die Bakchen

von Euripides

20 5 FRAGEN AN ...

Felicitas Heimann-Jelinek27 BERUFE ZUR
NÄCHSTEN GESELLSCHAFT**Teil 2 – Die Ritualdesignerin**

Moritz Avenarius

32 ENTREPRENEUR CITY

»Imagine you have the power to change one place in your city. What place would you choose?«NextBangalore
Tilke von Damm &
Anne-Katrin Fenk

40 MANAGERTALK

Managermangel?Lutz Marz, Dirk Baecker,
Philipp Hessinger und
Bernhard Krusche im Gespräch

90 ARTIST FEATURE

Melissa SteckbauerNäher. This incredible desire to
share and be touched.Text & Interview:
Manuel Wischnewski
(Curated by Jan Bathel)

122 FOTO-ESSAY

**Punishment #1
Filmstills**Julius von Bismarck
Text und Kuratation von Jan Bathel

146 PASSAGE I

**Sie nannten es
Rekursivität – und
besorgten sich
Identitäten**

Athanasios Karafillidis

148 PASSAGE II

**Gespenster –
Skizzen zur
Ritualisierung des
Gesehenwerdens
in der Transparenz
des Digitalen**

Rabea Edel

150 PASSAGE III

Einkauf als Ritual

Birger P. Priddat

152 UPONPAPER

Aufhören

Kristin Dombek

168 CONNECTING THE DOTS

**Beyond the
Schoolboy's World**

Maren Lehmann

176

Impressum

12 REPORTAGE

**Den Namen nicht
verlieren**Eine Reportage von Hanno
Hauenstein

21 ESSAY

**Bis dass der Tod
uns scheidet –
Soziale Medien
und der Umgang
mit dem Sterben**

Elisabeth Rank

24 INSIGHTS

**Der zeitgenössische
Pakt mit dem
Teufel – Rituale der
Selbstoptimierung**

Timo Feldhaus

28 TOOLS

Rich Ethical LifeA short guide to entrepreneurship
in the spirit of Hanuman and
Ganesha

Sudhir Sharma

39 TOOLS

**Ein Ritualframe-
work für die Nächste
Transformation von
Organisationen**

Michael Sarbacher

48 INTERVIEW / PLAYFUL

**Playing hard— What
happens if you leave
the system?**Robert Bäuerle, Martin Bengtsson
& Johannes Herber
Interview: Jana-Maria Hartmann

52 INSIGHTS

**Die Masse
nimmt Maß**Bernhard Krusche im Gespräch
mit Dr. Winfried Zimmermann,
Personalvorstand der Otto Group

56 INSIGHTS

**Das Ritual der
Sitzung**

Dirk Rustemeyer

58 INSIGHTS / TOOLS

**Das Mahlritual als
Modell einer guten
Gesellschaft – von
der Lust am gemein-
samen Tafeln**

Harald Lemke & Hendrik Haase

66 ESSAY

**Entstehung und Be-
deutung von Ritua-
len – Ein Versuch**

Wolf Singer

72 ESSAY

**Rituale sind
Wiederholungen
ihrer selbst**

Aleida Assmann

74 ESSAY

The power of rituals

Francesca Gino

76 ESSAY

**Die schöne Ökono-
mie – Wie steht es in
der Wirtschaft um
die Rituale?**

Wolf Dieter Enkelmann

78 ESSAY

**Diesseits und jen-
seits der Kreativi-
tätsgesellschaft**

Andreas Reckwitz

80 ESSAY

**Die Wiederkehr
der Rituale**

Christoph Wulf

83 ESSAY

**Seismographen
der Gesellschaft**

Moritz Klenk

88 ESSAY

**Die Ritualisierung
der Zeit**

Jan Assmann

104 PLAYFUL

Liebe. Böse Spiele.

Michael Stavarič

108 INSIGHTS

**Laila al Kebira
Kairo, 4.6.2013**

Christoph Peters

112 TALK

Taking the plungeFriederike Schilbach &
Leanne Shapton

114 TALK

**»Das Abarbeiten
an den Gesten, die
bestätigen, dass du
noch weiter zum
Rudel gehörst.«**Helene Hegemann &
Malakoff Kowalski

118 INTERVIEW/PLAYFUL

Blurring the lines

Simonne Jones

Interview: Rabea Edel &
Clara Herrmann

127 INTERVIEW/PLAYFUL

**Good porn has the
power to inspire**

Interview: Clara Herrmann

132 KOMMENTAR

**Die Homo-Ehe:
Emanzipation oder
Anbiederung an
eine heterosexuelle
Norm?**

Mike Laufenberg

136 ESSAY

**Das Leben als
Übung: Rituale der
philosophischen
Lebenskunst**

Rebekka Reinhard

138 INTERVIEW

**No es arte. –
Das ist keine Kunst**

Interview: Clara Herrmann

142 TOOLS

**Frösche in Bangla-
desch – zwischen
Zwangsverheira-
tung und Wetter-
vorhersage**

Jasmin Elagy

THE GREAT PLACE

Rituale

»Erwartung ohne Erwartungshorizont, Erwartung dessen, was man noch nicht oder nicht mehr erwartet, vorbehaltlose Gastfreundschaft und Willkommensgruß, die der absoluten Überraschung des Eintreffenden im Vorhinein gewährt werden, ohne das Verlangen einer Gegenleistung oder einer Verpflichtung gemäß den Hausverträgen irgendeiner Empfangsmacht (Familie, Staat, Nation, Territorium, Boden oder Blut, Sprache, Kultur im allgemeinen, selbst Menschheit), gerechte Öffnung, die auf jedes Besitzrecht verzichtet, messianische Öffnung für das, was kommt, das heißt für das Ereignis, das man nicht als solches erwarten und also auch nicht im voraus erkennen kann, für das Ereignis als das Fremde selbst, für jemanden (ihn oder sie), für den man im Eindenken der Erwartung immer einen Platz frei halten muss und das ist der Ort der Spektralität oder der Gespenstigkeit selbst.«

Derrida, Marx' Gespenster

»Den Namen nicht verlieren«

Eine Reportage von Hanno Hauenstein
Fotos: Jonas Opperskalski

Adav Gelles
© J.Opperskalski/laif



Moshe Gabbai
© J.Opperskalski/laif



Wo liegen die Grenzen des »richtigen« Umgangs mit dem Holocaust? In Israel strapazieren Vertreter der zweiten und dritten Generation Nachgeborener von Holocaustüberlebenden diese Frage durch Nummern-Tattoos auf den Unterarmen. Viele sehen darin eine bloße Provokation. Smaddar Yaaron, Adav Gelles und Moshe Gabai bedeuten ihre Tattoos mehr: kritische Blasphemie, Beziehungsspiegel, den Abschluss einer Suche. Wie dürfen wir ihre Nummern lesen? Als sprachlichen Vorgriff auf das, was unsagbar erscheint, oder als pseudoradikalen Unsinn?

Hinter der Maske der Schönheit lauert der Tod. So in etwa lautet die Botschaft des aufklärerischen Schädel-fetischisten Johann Lavater. Seine *Physiognomischen Fragmente* enthalten eines der Schlüsselworte aus dem Kirchhof der Kunstgeschichte: Vanitas. Das bekannteste Gemälde der Reihe, eine in barockem Gewand verhangene Totenkopfgestalt, die sich ein lockiges Jungengesicht vorhält, kommt etwas düster daher. Doch im Kern ist die Vanitas auch Sinnbild der Lebensbejahung, das falsche Dogmen entlarvt und Jenseitige das Fürchten lehrt. Kein Wunder, dass der Totenkopf ein beliebtes Motiv für Tattoos ist: Vergängliches verschmilzt mit Fixiertem, unlöslich unter die Haut gestanzt.

In westlichen Gesellschaften waren Tattoos lange als Unterschichtenphänomen verrufen. Dann kamen die Punks, später die Hipster. Mittlerweile ist das Tattoo Standardaccessoire urbaner Szenecafés. Das Thema schien gegessen. Doch seit knapp einem Jahr elektrisiert ein kleines Kuriosum aus der Tattoo-Welt internationale Medien: Uriel Sinais Dokumentation *Numbered* erweckte den Eindruck, in Israel sei es inzwischen eine Art *radical chic*, sich statt Tribals Nummern zu stechen. Nicht irgendwelche Nummern, versteht sich. Nummern, die einem jene Serien ins Gedächtnis schmettern, die »arbeitsfähige« Inhaftierte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz auf die Unterarme tätowiert bekamen.

Es hieß einmal, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch. Der Satz, der einem theoretischen Gerüst entsprang, prägte die Diskussion über die Darstellbarkeit und den richtigen Umgang mit dem Holocaust. Die Frage, was das sein soll – ein richtiger Umgang – scheint nach wie vor unklar. Hierzulande ist das Thema ein extremer Hingucker. Hitler ist Pop und die Quote gesichert. Bei Guido Knopp werden Überlebende zur Verfügungsmasse einer atmosphärischen Schocktherapie. Da kann man sich mal so richtig durchgruseln, hier und da einfühlen und sagen: »Schlimm war das«, Erkenntniswert: null. Dazu kommt, dass das, wofür Auschwitz eine Metapher ist, nationale Narrative bedient – Deutschland ist da ein geläuterter Vergangenheitsbewältigungsweltmeister, Israel ein dauerbedrohter Selbstverteidiger. Das kennen die Erben der Täter wie der Opfer aus Unterrichtseinheiten, die mit persönlicher Erfahrung oft wenig zu tun haben.

Bei all dem könnte man kurzschließen, dass es, wie es ein andermal hieß, besser sei darüber zu schweigen, wovon man nicht sprechen könne. Doch für Ausdrucksverbote, so lautet die Diagnose der Kritiker, gibt es einen prägnanten Begriff und der heißt Mystifizierung. Der These vom »Unaussprechlichen« wohne eine »hermeneutische Faulheit« inne, schreibt Carolin Emcke in ihrem jüngsten Buch über Zeugenschaft. Wenngleich sich in dem Argument der Wunsch artikuliere, besonders ernsthaft und respektvoll zu klingen, unterschiede es sich in der Wirkung doch kaum vom Tabu.

WAS HÄLT
GESELLSCHAFT
HEUTE NOCH
ZUSAMMEN
UND WAS DEN
EINZELNEN

—

RITUALE?

8 ANTWORTEN

WOLF SINGER
ALEIDA ASSMANN
FRANCESCA GINO
WOLF D. ENKELMANN
ANDREAS RECKWITZ
CHRISTOPH WULF
MORITZ KLENK
JAN ASSMANN

RITUALE SIND

WIEDER- HOLUNGEN

IHRER SELBST

ALEIDA ASSMANN

Auf die Frage »Was sind Rituale?« gibt es in dem Silvester-Sketch *Dinner for One* eine einfache Antwort, die es zu sprichwörtlicher Berühmtheit gebracht hat. Der Diener fragt: »*The same procedure as last year, Miss Sophie?*« und erhält die Antwort: »*The same procedure as every year, James!*« Mit anderen Worten: Rituale sind in erster Linie Wiederholungen. Sie holen etwas aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück, und sie wiederholen sich dabei selbst. Wenn das immer so weitergeht, wird das Ritual (wie in diesem Beispiel) zur Farce, zur gut geölten Maschine, zum Wiederholungszwang.

Ganz so schnell kann man aber mit Ritualen nicht fertigwerden, denn sie leisten Wichtiges für Individuen und Gruppen. Auf Rituale kann keiner verzichten. Sie verhelfen zu einer Rhythmisierung des Lebens, sie setzen Akzente im Strom der Zeit, bilden langfristige Erinnerungsmuster aus und verhelfen zu einer kollektiven Ausformung individueller Gefühlslagen. All das geschieht durch teilnehmendes Handeln mit körperlichem Einsatz, denn Rituale sind etwas, das man tut, vollzieht, erlebt und nicht nur etwas, worüber man redet oder nachdenkt.

Das schließt jedoch nicht aus, dass man auch über Rituale reden und nachdenken kann. Damit wechseln wir allerdings die Seiten. Die Tatsache, dass heute so viel über Rituale geforscht und diskutiert wird, zeigt vielleicht, dass es mit der Ritualsicherheit und -kompetenz nicht mehr so weit her ist. Das ist das Ergebnis jahrzehntelanger Kritik, Entlarvung und auch Vernachlässigung von Ritualen, eine Haltung, von der wir uns gerade wieder zu lösen beginnen. Rituale, so heißt es jetzt, sind ein wichtiges Band, das Gesellschaften zusammenhält. Die Ritualfrage ist damit wieder aktuell geworden.

Im Kalender liegt gerade der November hinter uns, der im Jahreszyklus der Monat des Totengedenkens ist mit Allerheiligen, dem Volkstrauertag, der im Dritten Reich »Heldengedenktag« hieß und dem Totensonntag. An diesen Sonntagen kehrt die Erinnerung an die Toten zurück ins Gedächtnis der Familien, der Gemeinden und der Nation. Dass der November ein Monat des Innehaltens und der Trauer ist, scheint schon die Jahreszeit nahezu legen. Wenn wir aber ein bisschen tiefer graben, wird auch klar, dass wir es hier nicht nur mit Natur, sondern auch mit Geschichte zu tun haben. Um elf Uhr am 11. 11. 1918 trat nach dem ersten Weltkrieg der Waffenstillstand in Kraft. Während die Deutschen, die den Krieg verloren haben, an diesem Tag ihre Karnevalssaison einläuten, steht der Tag bei den Siegernationen Frankreich und England noch immer im Zeichen der Volkstrauer. Dort ist es immer noch die *Grande Guerre*, der *Great War* geblieben. Für die Deutschen dagegen, die keine rituelle Bindung mehr an den von ihnen sogenannten Ersten Weltkrieg haben, wurde dieser in ihrem persönlichen und nationalen Gedächtnis vollständig vom Zweiten Weltkrieg überlagert.

Wie sind die Rituale des Ersten Weltkriegs entstanden? Der Engländer Rupert Brooke starb Anfang 1915 an einer Infektion auf der Reise zu seinem Einsatz auf den Dardanellen. Er hinterließ ein Sonett über seinen eigenen Tod, in dem er den Freunden und Lesern klare Anweisungen zum rituellen Totengedenken machte: »*If I should die, think only this of me ...*« Von Tod, Opfer und einem steilen Heldenmythos war darin keine Rede, aber viel von pastoraler Ruhe und Frieden, Leben und Trost und vor allem von einem Bild der Nation, in der er sich ewig aufgehoben weiß: »*a pulse in the eternal mind*«. Brooke selbst hatte in einem Brief bereits illusionslos auf das »mechanische Abschlichten in diesen modernen Schlachten« Bezug genommen, aber nichts davon fand Platz in seinem Gedicht, in dem er eine euphemistische Form ritueller Trauer entwarf.

Brookes Landsmann Wilfried Owen fiel sieben Tage vor dem Waffenstillstand am 4. November 1918. Im vorletzten Kriegsjahr schrieb auch er ein Sonett über Formen des Totengedenkens, in dem er allen Gesten des

»Die Geschichte, die Erfahrungen, die Gefühle haben sich verändert. Nicht aber die Rituale, denn sie sind eben Wiederholungen und in erster Linie wiederholen sie sich selbst.«

Trostes und der öffentlichen Trauer eine radikale Absage erteilte. »*What passing bells for these who die as cattle?*« Als einzig angemessene Trauer ließ er nur noch das persönliche Verstummen im Schmerz gelten, alle ostentativen Versuche der Sinngebung verwarf er als obszön, angefangen vom Totengeläut (*passing bells*), den Gebeten, Hymnen und Posaunen bis zu den Totenkerzen. Was für Owen allein zählt, ist das persönliche Verstummen und die blassen Gesichter im engsten Kreis der Hinterbliebenen.

Der *Great War* ist in England noch immer ein lebendiger Teil des Familiengedächtnisses, das von den Riten des nationalen Totengedenkens gerahmt und gestützt wird. Im Internet kann man das Gedicht von Rupert Brooke als *living monument* finden, das sich ein junger Mann in Kalligraphie auf den nackten Oberkörper hat schreiben lassen. Auch Owens Gedicht wird von den Schülern auswendig gelernt und gehört zusammen mit dem roten Mohn im Knopfloch und den zwei Minuten Stille zu den Riten, die jährlich am 11. November um elf Uhr das Leben auf der Insel anhalten.

In Owens Briefen findet sich der Satz: »Mein Leben ist für die Engländer mehr wert als mein Tod.« Mit dieser Einsicht bricht der nationale Opfermythos samt den dazu gehörigen Trauerritten wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Im Zweiten Weltkrieg galt für die Deutschen das genaue Gegenteil. Das Opfer für das Vaterland durch den Heldentod war selbstverständliche und eherne Pflicht. Darüber konnte es gar keine Diskussion geben. Viele Mütter, die ihre Männer und Söhne verloren, schrieben auf ihre Anzeigen: »in stolzer Trauer«. Gegen Kriegsende rissen einige wenige von ihnen aber auch die Hakenkreuzfahne vom Sarg ihrer Angehörigen. Die Sinnfrage, die Owen bereits während des Ersten Weltkriegs stellte, stellte sich den Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg mit noch viel größerer Dringlichkeit. Die doppelte Botschaft des Totengedenkens: »Ihr seid nicht umsonst gestorben, ihr bleibt im Gedächtnis unserer Gemeinschaft«, ließ sich in dieser Form nicht mehr aufrechterhalten. Die Sinnfrage musste verneint werden und die Toten wurden aus dem Gedenken ausgebürgert.

Nicht ganz. Die rituelle Dimension ist noch in Schwundstufen erhalten. Viele Namen der Toten wurden nach 1945 auf die Tafeln der Denkmäler des Ersten Weltkriegs geschrieben und der Bund deutscher Kriegsgräber kümmerte sich um die Pflege ihrer letzten Ruhestätte, denn seit Mitte der 1950er Jahre gab es ein Gesetz, das das Anrecht der Kriegstoten auf ewige Grabesruhe anordnete. Doch nahmen die jüngeren Generationen davon immer weniger Notiz.

Hat der Zweite Weltkrieg das Schicksal der nationalen Totenrituale für immer besiegelt?

Seitdem deutsche Soldaten die ISAF-Truppen unterstützen und in Afghanistan und anderen Einsatzgebieten im Namen Deutschlands ihr Leben einsetzen, stellt sich erneut die Frage des nationalen Totengedenkens und seiner Rituale. Es sind die alten Symbole, die wieder aufleben, wenn tote Soldaten heimkehren: Fahnen auf den Särgen, Ehrenwachen, Ansprachen und Trompetenklänge auf die Melodie *Ich hatt' einen Kameraden*. Die Geschichte, die Erfahrungen, die Gefühle haben sich verändert. Nicht aber die Rituale, denn sie sind eben Wiederholungen und in erster Linie wiederholen sie sich selbst.

Aleida Assmann

Studium der Anglistik und Ägyptologie; seit 1993 Professorin für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Forschungsgebiete: Individuelles und kulturelles Gedächtnis, Trauma und Literatur, Erinnerungskulturen im internationalen Vergleich. Zuletzt erschienen von ihr: *DAS NEUE UNBEHAGEN AN DER ERINNERUNGSKULTUR. EINE INTERVENTION* (Beck, München 2013) und *IST ZEIT IST AUS DEN FUGEN? AUSSTIEG UND NIEDERGANG DES ZEITREGIMES DER MODERNE* (Hanser, München 2013).

Der zeitgenössische Pakt mit dem Teufel – Rituale der Selbstoptimierung

Timo Feldhaus

Plastiken: Sebastian Haslauer

Wir werden nicht mehr sterben. Google hilft uns dabei. Seit diesem Jahr arbeitet das Unternehmen offiziell an der Erforschung von Alterungsprozessen und deren Verhinderung. Es handele sich dabei um einen »ernsthaften Versuch, das menschliche Leben zu verlängern«. Ein ehemaliger Apple-Vorsitzender wurde zum CEO berufen, Google Health eingestellt und Calico erfunden. Calico heißt »California Life Company« und markiert den Wiedereinstieg Googles in den Gesundheitsmarkt – aber auch die Wiederaufnahme der kalifornischen Ideologie und ihrem Glauben, dass der technologische Fortschritt der Informationsgesellschaft unweigerlich zu einer besseren Gesellschaft führe. Niemand weiß bisher genau, was dort passiert. Larry Page selbst spricht von einem »Moon Shot Investment«. Bei Google bezeichnet das Projekte, die von Langfristigkeit und totaler Neuerung der Problemlösungsstrategie geprägt sind. Echtes Next Level. Auch die 2007 getätigte Investition in 23andme, das sich der Erforschung von Erbkrankheiten widmet, zeugt vom Interesse des Unternehmens am Bereich Biotechnologie und Genomforschung. Die Firma verkauft für 99 Dollar Testkits, mit denen man seine Genausstattung untersuchen lassen kann und regelmäßig online Updates mit neuen Forschungsergebnissen bekommt. Sie wollen alles über uns wissen. Weil wir nicht sterben wollen. Weil wir nicht sterben wollen, müssen wir besser werden. Wer besser werden will, der muss sich zählen.

Ebenfalls 2007 riefen die amerikanischen *Wired*-Journalisten Gary Wolf und Kevin Kelly die Website *quantifiedself.com* ins Leben. Dort treffen sich seitdem Menschen, die sich Selbstverbesserer nennen: aktive, motivierte Männer und Frauen, die pausenlos ihre Körper, ihre Frequenzen und Stimmungen, ihre Ernährung und Verbrauchergewohnheiten beobachten – so viele Routinen wie möglich, alle eigenen Zuckungen, E-mail-Verkehr, die Telefonnutzung oder die Häufigkeit von Meetings. In Verbindung mit Gamification herrscht der Anspruch, Verhaltensänderungen und eine bessere Lebensweise voranzutreiben. Es geht auch darum, sich sauber zu halten. Sein Blut, seine Zellen, seine Biografie, sein Leben. Smartphone-Apps, Statistik-Softwaredienste, unzählige Fitnessprodukte

wie Fitbit, Runkeeper oder Nike+ Active oder vernetzte Vitalitätssensoren in Waagen haben in den letzten zwei Jahren einen Sprung gemacht. Die Aktivitäts-App Runtastic überschritt kürzlich die Marke von 25 Millionen mobilen Nutzern. Und wurde kurz darauf vom Springer Verlag gekauft. Die Daten der Millionen Nutzer lassen sich gut vermarkten. Bald kommt die Google-Brille, bald kommt auch Apples Smartwatch. Bisher wecken die Selbstoptimierer fast lebendige Armbänder, genau dann, wenn es gut für sie ist. Selbstvermesser essen mit intelligenten Gabeln, die beobachten, wie schnell sie essen, putzen ihre Zähne danach mit intelligenten Bürsten, die sich merken, wie oft sie ihre Zähne putzen, schlüpfen in schlaue Schuhe, die signalisieren, wann sie zum Schuster müssen und bezahlen aus Portemonnaies, die das Geldfach bei rotem Kontostand automatisch verengen. Und wenn es nachmittags regnet, erzählt ihnen der Regenschirm schon am Morgen davon und bittet darum, ihn doch besser mitzunehmen.

Im Oktober fand in San Francisco die jährliche »Quantified Self Global Conference« statt. Dort stellen die eifrigsten Selbstvermesser die Studien am eigenen Ich in kurzen Präsentationen vor. Es ist die TED-Konferenz der Superselfies, der exzessivsten Einbildvonsichtmacher. Bill Schuller war da. Er ist Selbstoptimierer, seine Frau auch und sein Sohn Luca, fünf Jahre alt, ist es auch. Luca quantified seit er zweieinhalb Jahre alt ist. Schullers Tochter ist zwei, und dabei seit sie eins ist. Bei den Schullers zu Hause werden die Windeln getrackt. Sehr hilfreich, sagt Schuller. Und die Kinder – die wollen das halt, sie benutzen jeden Tag mit viel Freude die Wif-Scale. Die Waage sage nicht nur, wie schwer, sondern wer du bist. Schuller hat dann ein Spiel entwickelt, die Kinder lieben das. Auch harmlose Abnehmer wie Matthew Ames, der durch intensives Self-Tracking beträchtlich an Gewicht verlor, sind dabei. Während seiner Präsentation spricht er immer über *diesen guy*, den man dort auf dem Foto sehen würde, der aber ja zum Glück schon lange nicht mehr existiere. Er meint damit sich selbst, in dick. Das wichtigste sei, dass man, bevor man morgens mit irgendjemandem, auch mit seiner Frau, spreche, auf die Waage springt. Er erwähnt das sehr oft. Anfang

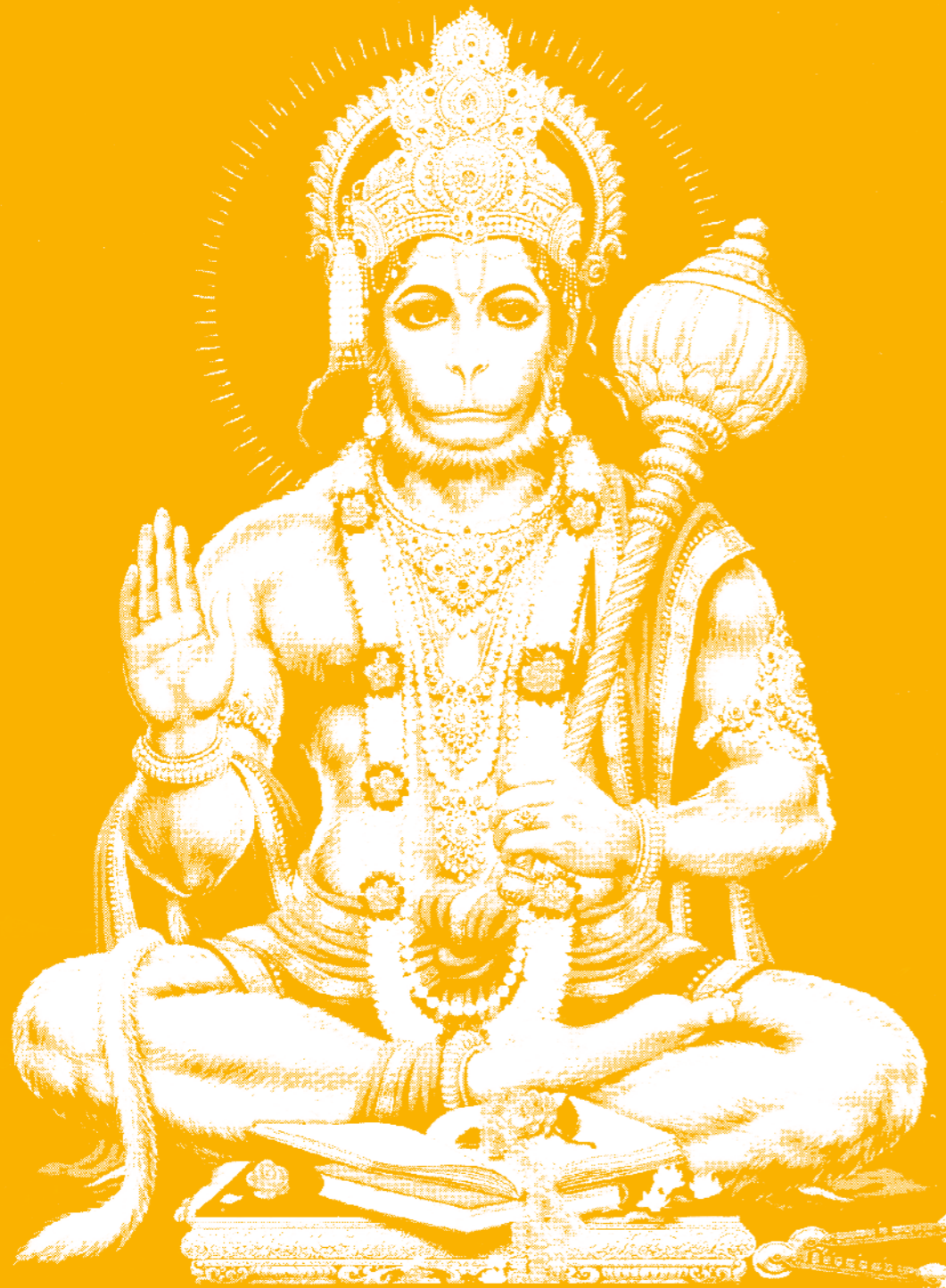


DUBBLE BUBBLE
Plastik. 18 x 12 x 7 cm, 2010

Rich Ethical Life

A short guide to entrepreneurship in the spirit of Hanuman and Ganesha

Sudhir Sharma



I am a designer. I make systems that my clients will follow. Sometimes they understand and follow them readily, but often when managers change and when new teams are put in place, I need to explain the systems again. On older projects it becomes a problem to keep doing this with new teams, and often it becomes an unpaid obligation. Sometimes new teams question too much and do not readily agree to the earlier agreements.

It became easier when we started defining systems as forming a particular corporate culture. An employee is always more eager to fit in and adopt a culture than adopt a system unquestioningly. This is particularly true in eastern countries, where people adopt cultures with respect and an almost religious unquestioning attitude.

Given this, and given that designers are curious by nature, I started examining if the ceremonies and rituals that govern our life (and death) in India were perhaps systems designed to be followed with this unquestioning attitude.

I remember having to bathe in early morning in a cold stream, before sunrise when we visited Vashnov Mata temple in the Himalayas, or taking a *dubki* (immersion) in the Ganges river when we visited Haridwar. Even as kids we could not ask why; these were religious things: you were supposed to just do them. I always touch the feet of my elders. Sometimes, you touch the feet of a pandit, even if he is younger than you. As you get older, you touch the feet of your own elders and also touch feet of the scholars, brahmins and saints, no matter what their age. As a child you are encouraged to do *Jai*, to touch the feet of elders and then touch your hand to your forehead. Everyone is so proud of you when, at a certain age, you start doing this without being encouraged to. Then it becomes a habit. At weddings and other family get-togethers, you just touch everyone's feet, without asking who is who. This becomes a ritual.

You are told this is the way to pay respect to your elders: you bend down in front of the other person and then touch their feet. I have seen this in other eastern cultures, too. But then you learn the significance of this ritual. All rituals are systems that need to be passed on without change or modification, just like we have mythological stories; most have very strong messages that get passed on, in a gripping format. Systems and knowledge have always been passed through rituals and stories. What an ingenious way of sending them through the generations and preserving a culture!

The human brain, in the head, is the seat of knowledge: it is what a person is and what he becomes. The head is always held high and always looking up. We walk on our feet; our feet are always in touch with the ground and touch the dirt. The head signifies our ego, our pride, our being. Feet signify dirt, something low, something you need to wash often. When you touch the feet of another person, and then touch your

head, you are touching the other person's feet with your head. You see this in temples: people lie down on the ground and touch the ground with their head. Touching the ground in a temple is another symbol: the ground has had many feet on it, so touching the ground is symbolic of touching the millions of feet that have been there.

This whole ritual says »I accept you as my superior; my ego is like the dirt on your feet«. That's a profound beginning. Now when you drop your ego, you become ready to learn. It is a fact that you cannot learn anything new unless you accept that you don't know and you are open to learn. Also, a guru is in a better position to teach when he sees his pupil without ego. So the ritual makes a whole civilisation a learning culture, a growing culture, a culture that will change with time because it is continuously learning from the wise. Change is survival.

The same ritual in the temple has an even more profound significance. You accept God as superior and his will as something that will not be questioned. This gives us the strength to go through a crisis, and not question the profundity of birth and death. It gives us the strength to accept change and whatever happens that we do not understand. When I learnt this truth (and that wasn't so long ago), everything made sense to me. It clarified the social fabric, the place elders have, the role of society, and the place relationships have. It explains why Indians have big, noisy weddings, and why Indians are happy packing more people in cars and having more people with them on holidays rather than leaving them alone. Social hierarchy, the caste system and various other ceremonies and rituals make sense. Some need to be changed now that society has become even bigger and more inclusive. Some do not make sense in the particular scope of the urban world. Most of us in the present are struggling within these rituals and their relevance to broader life.

I live in a city and am writing this article on the festival of Diwali. Like every festival, this one has many many rituals to be followed, many stories that are lived even today. The occasion is a popular one and the way it is celebrated has made it perhaps the biggest Indian festival. As per Ramayana (one of the most famous Hindu scriptures, said to be set in 4,400 BC), Diwali (»festival of lights«) was the celebration of the city of Ayodhya, when Lord Rama returned home after 14 years. Lord Rama is considered one of the ten avatars of Vishnu. Indians believe there is one god, a common concept of the trinity: Brahma, Vishnu, Mahesh. Brahma is the creator of the world, Vishnu maintains and protects the world, while Mahesh (Shiva) is the god of destruction and regeneration.

So, on this occasion of Diwali (which is welcoming Rama, an avatar of Vishnu, back to his home), it is the festival of Lakshmi. Goddess Lakshmi is the consort of Vishnu and the one who controls resources, money, wealth. There is a big Lakshmi *poojan* (set of prayers)

Playing hard

What happens if you leave the system?

As an athlete, you commit yourself to a lifestyle. Daily practice, a pattern of rules and values that you dedicate yourself to completely, a team in which you immerse yourself heart and soul, ideally. But what happens if you leave that system? And is the »real world« outside really so different? Three former successful athletes talk about their career as professionals and their lives after: Robert Bäuerle, a former hockey player now working as a lawyer in Brussels; Martin Bengtsson, before a Swedish footballer, now a Göteborg-based musician; and Johannes Herber, who played basketball in Germany and the US, and now writes in Berlin.

Interview: Jana-Maria Hartmann
Photos: Rabea Edel



Johannes Herber

Martin's voice is scratchy and raw: he was at a Swedish-Iranian wedding the night before, where he played the guitar and sang. He came straight to the interview without any sleep.

Joe is about twice Martin's height; he speaks slowly and deliberately. His face remains very serious, until it occasionally cracks with the enormous smile of a little boy.

Rob speaks flawless English with a North American accent; with the hip look of a native Berliner, his laid-back manner defies all preconceptions about lawyers.

REVUE: How old were you when you started playing hockey? ROBERT BÄUERLE: I started when I was three and a half. That's normal for hockey. I know most of my old teammates from back then.

MARTIN BENGTSSON: You started playing hockey when you were three? Did you even know how to skate? ROBERT: You learn how to walk and next thing you're on skates.

MB: I was six when I started playing football. It was basically from one night to the next. I'd read an article about Ronaldo, that he used to train six hours a day. I thought: maybe I could be half as good as Ronaldo. So maybe three hours a day would be enough. (Laughter)

Can you still identify with your younger self from back then? MB: Yes, I can. I've been trying to run away from it for a long time now. But ... I'm a real geek. Before I started playing soccer, I was super interested in dinosaurs: I wanted to know everything about them. And then for a while, I did puzzles like crazy. And then I just switched to football. So I had a schedule where I walked to school with the ball for 10 minutes and started to dribble and play around, and then there was the 20-minute break at school where I kept on doing that; then I had a 30-minute break for lunch. That added up to 60 minutes. I would also stay at the schoolyard when the others had left and train for another hour; then I'd go to regular practice.

You were really hard on yourself. MB: Yes, super hard. I was totally fixated on my body as well. I was like a little old man who was listening and taking in so much from outside, from sports commentators and experts. I would read everything, just trying to get a picture of how you become a professional football player.

Joe, how about you? JOHANNES HERBER: I played soccer since I was five, did some track and field, and then I picked up basketball when I was 12 just because

it was fun to play. There is really nothing more behind it (laughs). I was good at it, early. And if you're good at it, it's even more fun.

RB: When you play a sport, you kind of fall in love with everything about it. I loved everything. Every single piece of equipment. My new gloves and the fancy stick, a great pair of skates. I also enjoyed the routine of taking an hour or 40 minutes before practice getting dressed, sitting with the other guys. I decided: this is what I want. When you're young, you also take everything that comes with it, even if it means that you have to get up on some days for 6:30 a.m. practice and pretty much spend every single day of the week at the hockey rink.

With all the intense practice, did you have any time left for other things or was it all about the sport? What was growing up like? JH: It's kind of like what Robert said. You take the 6.00 a.m. practice; it's a part of it. For me in basketball, it just felt like it was all part of the game. It's more than just a sport. It's this whole microcosm—not only of teammates, but of values and the way you live your life. There was no question: the priority was always to get ready for the game instead of going out to a party.

How did you grow into that microcosm? JH: Like Martin said: he was reading about soccer and players, and that's how it starts—although it was harder back then, because there was no internet. I had to get up at 3:00 a.m. to watch a playoff game, but that was also part of it—the education. And basketball was of course connected to hip-hop culture; that was the way we interacted with each other, the way we talked. I guess mixed with the German language it's kind of a weird hybrid. It was not like in the ghetto. But we were at least trying to emulate it (laughs), which was probably ridiculous.

Going to West Virginia must have been completely different from what you thought. JH: (laughs again) It was eye-opening! The picture I had of the States and of black culture, the hip hop culture, was totally different from what I encountered there. They have maybe 2% black people in the entire state: it's very white and religious and conservative. But it was nonetheless a great experience.

Did your teammates accept you right away? JH: I didn't have any problems. Because I could play.

Is that the most important thing? JH: Yes. To be respected. If you play well—if you play hard.

For you it wasn't always that easy with the teams you were in, Martin. MB: I always had a problem with groups. Interesting that I ended up in football. I really didn't like to be in a team. I just preferred playing by myself. Sometimes, if we'd lose a game but I had scored, I was happy.

So you were the asshole in the team? MB: I was! Not explicitly to anyone, but ...

I know, you're a nice guy usually! MB: (laughs) I know. But when I came to play professionally for my

first team, I was 16 and very young. I had difficulties with the hierarchy. The older players were treating us like their little dogs, letting us scrub their shoes and pick up the balls for them in practice. I'd get really angry and started to feel uncomfortable.

Would you say there is a certain vocabulary in football? What about clothing, or music? MB: Absolutely. There was a certain style to everyone, but I always tried to be rebellious. I had dreadlocks and wore Nirvana T-Shirts, because I had just started to listen to punk music. That was in 2003. I started to bring CDs,



Martin Bengtsson

but the others would throw them away and put on their mainstream radio music. It was a constant battle, every day (chuckles). And there's a lot of empty phrases people say, like, »You're a football player 24/7.« Of course you're not! Or »Take your fist and put it in your pocket.«

That means, if you're angry ... MB: Then you're not supposed to show it. One of the things I would actually disagree with. That kind of mentality is not part of a winning culture, either.

How do hockey players try to stand out? RB: There's different things, very small things: how you tape your hockey stick, for example. It's kind of unique. Just small things, but it totally shows your style. I had a special way to do my laces, because I thought I would play better that way.

Managermangel?

Lutz Marz geht mit Dirk Baecker, Philipp Hessinger und Bernhard Krusche der Frage auf den Grund, wie die Wirtschaft der DDR überhaupt funktionieren konnte, und was mit ihr nach der Wende passierte. Jenseits von Stereotypen wird geklärt, wie man eine Mangelwirtschaft am Laufen hält und warum es einen Manager, wie wir ihn heute kennen, im Sozialismus vielleicht gar nicht geben kann. – Der Managertalk

Fotos: Rabea Edel

BERNHARD KRUSCHE: Wir haben uns für diesen Manager-Dialog ein interessantes Thema vorgenommen: die Management-Praxis in der Ex-DDR. Herr Baecker, wollen Sie dazu einen ersten Aufschlag machen?

DIRK BAECKER: Gerne. Herr Marz, es ist mir ein großes Vergnügen, mit Ihnen über Zeiten zu sprechen, die tatsächlich schon mehr als ein Vierteljahrhundert zurückliegen. Ich habe Sie 1991 an der Universität Bielefeld erlebt. Dort haben Sie über Ihre Erfahrungen mit dem DDR-Kadertum und der Betriebsführung in der DDR-Wirtschaft gesprochen. Ich war damals von zwei Dingen beeindruckt: zum einen von Ihrem Erfahrungsreichtum und zum anderen von der klugen, weil sparsamen Einsatzweise von bestimmten westlichen Theoriefiguren. Ich erinnere mich, dass etwa Michel Foucault eine Rolle spielte, aber auf eine so hintergründige und vorsichtige Art und Weise, dass seine Überlegungen stets Dienst an den Erfahrungen leisteten. Beeindruckend war auch die klare Unterscheidung zwischen dem System der DDR-Planwirtschaft, von dem man zu wissen glaubte, wie es funktionierte, aber gleichzeitig auch immer den Verdacht hatte, dass es sich mehr um Ideologie handelte als um irgendeine Form von Praxis, und dem Beleuchten einer Praxis, die vor allem durch den Umgang mit Mangel gekennzeichnet war. Es gibt das Bonmot von Niklas Luhmann, dass sich die Planwirtschaft von der Marktwirtschaft dadurch unterscheidet, dass in erster die Kunden und in letzterer die Waren Schlange stehen. In Ihrer Beschreibung der DDR-Betriebe steht jedoch der Plan selber Schlange: Er wartet darauf, dass findigen Betriebsleitern wieder etwas einfällt, um mit unzureichenden Mitteln dennoch eine Planübererfüllung vorzeigen zu können. Wenn Sie 25 Jahre zurückschauen: Was geht da in Ihnen vor?

LUTZ MARZ: Ich glaube, dass wir hier ein sehr eigenartiges Gespräch führen. Im Augenblick sind die Themen DDR, Sowjetunion und Sozialismus durch,

da hat und pflegt man in der Gesellschaft seine Vorurteile. Wann immer man anfängt, darüber zu reden, winken alle ab: Wissen wir, kennen wir alles schon. Ich selbst habe mir in den Jahren 90 bis 92 die Finger wund geschrieben, um meine Erfahrungen und mein inneres Gefühl zur DDR-Wirtschaft zu Papier zu bringen, um für mich selber eine Antwort auf die Frage zu finden: Wie konnte das überhaupt funktionieren? Aber eines Tages wurde mir mitten im Schreibprozess klar: Es gibt keinen Erkenntniszuwachs mehr und es interessiert auch niemanden. Dann hat mich das Thema fast 20 Jahre lang in Ruhe gelassen.

Heute denke ich: Es gibt nur Nuancen zu korrigieren, nicht das grundsätzliche Bild. Was im Gegensatz aber nicht bedeutet, dass ich all das, was Kritisches über die DDR gesagt wird, für richtig halte. Da wird so viel Blödsinn erzählt, dass ich mich auch nach diesem Vierteljahrhundert immer noch maßlos aufrege. Dazu gehören etwa diese Stereotype: Es war eine Diktatur, es war hierarchisch, oben war das Politbüro und hat alle Leute geknechtet. Schon zu DDR-Zeiten hat mich beeindruckt, was Norbert Elias gesagt hat: Was man sieht, sind immer die Zwänge, die von oben nach unten gehen. Viel schwieriger ist es, die Zwänge deutlich zu machen, die von unten nach oben gehen. Und in diesem System gab es immense Zwänge, die vom sogenannten Lumpenproletariat nach oben ausgeübt wurden, sodass Manager in einer Mehrfachzwangslage waren. Sie wurden nicht nur von oben gedrückt, sondern auch von unten und von der Seite.

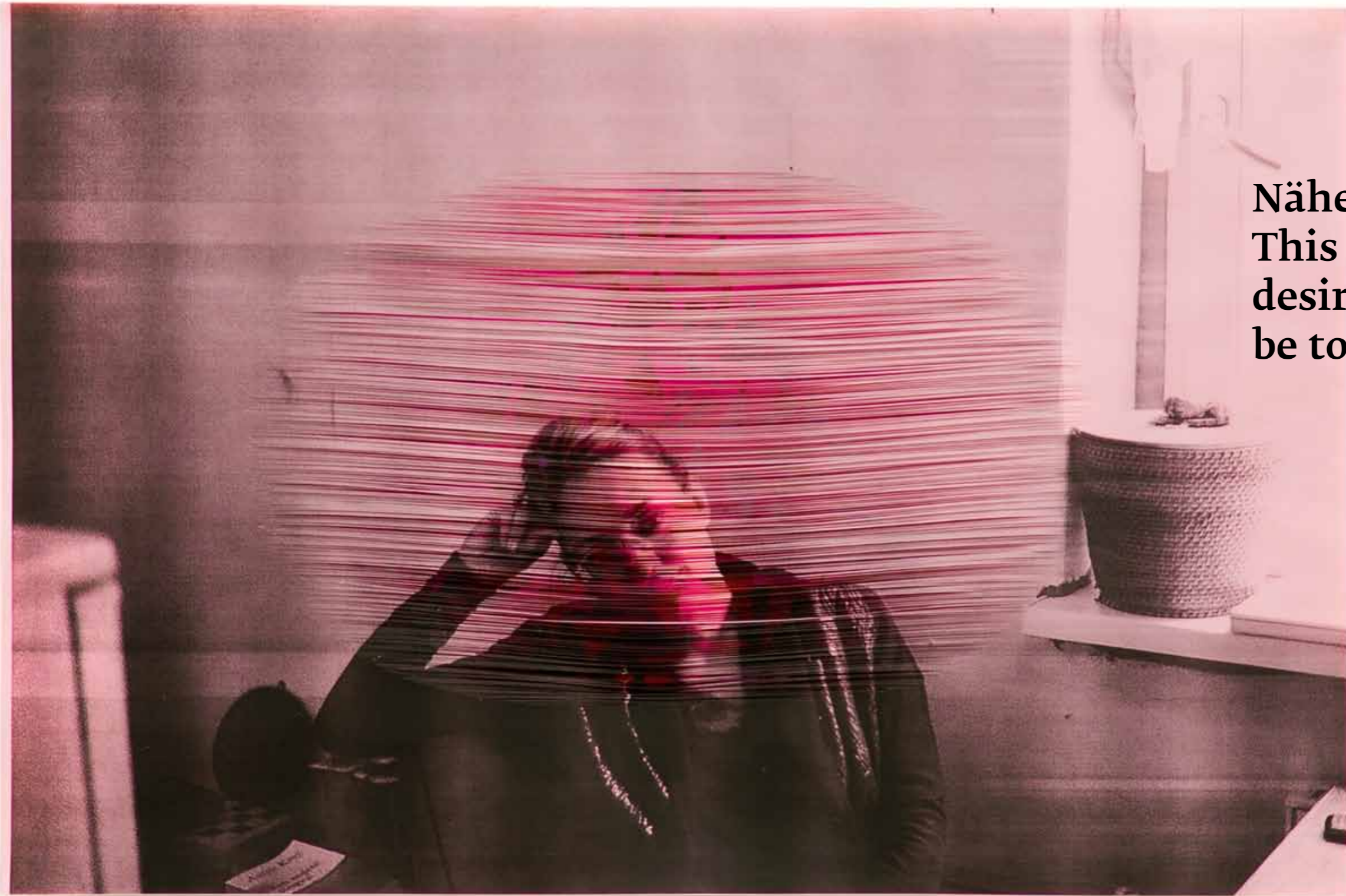
DB: Vieles von dem, was Sie über Betriebsverhältnisse in der DDR-Wirtschaft sagen, könnte man eins zu eins auch auf die Verhältnisse in der westlichen Wirtschaft anwenden. Auch da gibt es einen Druck von oben und einen Druck von unten. Es gibt Manager, die Druck machen, damit die Mitarbeiter ihre klugen Strategien umsetzen, und es gibt Mitarbeiter, die Druck machen, weil diese Strategien der betrieblichen Realität keine Rechnung tragen. In Ihren Anmerkun-



**A
RTI
ST**

**FEEA
TURE**

**Melissa
Steckbauer**



**Näher.
This incredible
desire to share and
be touched.**

Text & Interview: Manuel Wischnewski
(All pictures courtesy of the artist. Curated by Jan Bathel)



PROSPER (silver), 2011, 15 cm x 23 cm, collage

Juni 2013. Ich bin bei Melissa Steckbauer im Studio in Berlin Prenzlauer Berg. Zu meinen Füßen und auf einem kleinen Tisch liegen ihre Arbeiten verteilt: Das blasse Hinterhoflicht fällt auf tiefblaue, gelbe und dunkelrote Abzüge von Porträts. Ich meine, einige Gesichter darauf zu erkennen. Vielleicht aber scheinen sie einem auch nur vertraut. Während ich mich umsehe, holt Melissa immer mehr Arbeiten hervor. In Schubladen, unter Sofas und auf Schränken ruhen diese hauchdünnen, zerschnittenen Fotografien wie Geister in ihrem Studio. Unter einem Stapel von Briefen befreit sie ein Blatt Papier auf dem ein junger Mann dramatisch auf allen Vieren posiert. Er hat sich von der Kamera abgewendet, biegt seinen Oberkörper energisch durch und scheint sein Gesicht ekstatischen Himmel zu strecken. Das Bild friert ihn in dieser kraftvollen Position ein; hält ihn fest.

Melissa hat mich in ihr Studio eingeladen, um mir eine Arbeit zu schenken. Sie will sich bedanken für meine Hilfe bei einer Ausstellung Anfang des Jahres. Und während sie vor mir ihre Werke ausbreitet, ist sie im Hintergrund immer schon wieder mit tausend anderen Dingen beschäftigt. Telefonierend, schreibend, leidenschaftlich gestikulierend durchquert Melissa ihr

Studio; auf und ab, mitten durch das Bildermeer hindurch. Und so stehe ich über den Arbeiten der letzten zwei Jahre – und kann mich nicht entscheiden. Eines von Melissas Bildern mitzunehmen, heißt eben auch, sich der Person darauf anzunehmen.

Vor fünf Jahren, im Oktober 2008, kommt Melissa nach Berlin. Der Weg führt über Florenz, Utrecht und Ljubljana in die Stadt, die gerade jene Leute bei sich hält, die Unruhe in sich spüren, den Drang nach allem und mehr. Hier füllt Melissa ihre Leinwände mit Nacktheit, mit Menschen, die sich lachend mit- und ineinander bewegen als wäre ihre Orgie ein Tanz. Hier malt, schreibt und fotografiert sie. Mit der feministischen Künstlerinnengruppe ff organisiert Melissa Paraden, Ausstellungen und Abende, an denen sie an Künstlerinnen erinnert, auf deren Schultern sie steht. Hier lässt sie sich fallen in die verschiedenen Communitys als wären sie alle eine Heimat. Communitys ihrer *peers*, wie sie sagt. Ebenbürtige. Auf Augenhöhe. Und wir kehren zur Frage des Blicks später noch zurück. Vielleicht kann ihr keine andere Stadt das ihr so wichtige Gefühl geben, gleichzeitig in Freiheit und Gemeinschaft zu leben, im Exzess und im Geborgensein:

DREW (beads), 2011, 22.5 cm x 15 cm, collage



»Berlin fucks like no other city. Here you have the pendulous balance between Berghain and Prenzlauer Berg, evidence of coital, familial love coexisting beside a rakish sort that is worked out in the blind dark. In a city such as this, the two extremes even coexist as with the cozy Schwelle⁷, the BDSM dance studio in Wedding which operates under the maxim of care in the hands of Felix Ruckert (formerly of Pina Bausch's Wuppertaler Tanztheater). Of all of Berlin's fabulous quarters, I dare say Wedding is one of the kinkiest — Wedding! Meanwhile, nothing qualifies the success of care giving like the children of Prenzlauer Berg. They are, like it or not, adored and waited on by doting grandparents and parents of all kinds while the little darlings move safely through coves of Berlin arbor. Some of the same arbor which acts as protective cover for the top cruising spots in the city. J'adore.«

Melissa Steckbauer in a text written for Shortlist No. 3.

Melissa reicht mir alle Arbeiten vorsichtig, mit einem Lächeln und sagt auf meinen fragenden Blick hin ein paar flüchtige Dinge zu den Bildern – Worte, die sie, kaum ausgesprochen, auch fast schon wieder einzuholen wollen scheint. Nie würde sie zu viel verraten über die Personen auf ihren Fotografien. »A former lover —«, sagt sie und dreht sich gleich wieder weg. Ein wenig schüchtern. Nimmt uns das Wissen um die Personen auf den Bildern auch wieder etwas von dem Geheimnis, das ihnen anzuhaften scheint? Melissa erschafft mit diesen Menschen einen Moment der Gemeinsamkeit, bannt ihn auf das Papier und teilt ihn wiederum mit uns. Vielleicht muss das genügen.



MAX, blue (shields), 2012, 39 cm x 59 cm, cut paper

Und doch: Manche Fotos wecken unseren Blick ein zweites Mal, wenn wir mehr über sie wissen.

Im Mai 2013 stirbt der Berliner Queer-Theoretiker und Performance-Künstler Tim Stüttgen, ein Freund von Melissa. Sie macht Monate vor seinem Tod Aufnahmen von ihm. Sie spricht nicht viel darüber, aber mit dieser Fotografie entsteht vielleicht eine der berührendsten Arbeiten, die Melissa bisher gemacht hat. Stüttgen ist darauf zu sehen, wie er mit nacktem Oberkörper auf einem schwarzen Sofa sitzt. Hinter ihm türmen sich Bücher. Auf seinem Kopf thront ein Hut wie eine Krone. Sein Blick fällt ruhig an der Kamera vorbei

auf den Boden. Ein zartes Foto, sanft, auf gelbem Papier gedruckt, still aus sich heraus leuchtend. In der Mitte, dort wo Stüttgen sitzt, bricht das Bild auf. Hier zerschneidet Melissa es, immer und immer wieder. Hunderte lange Schnitte. Das fertige Bild an der Wand wölbt sich in den Raum hinein, dem Betrachter entgegen, als würde sich das Bild uns hingeben wollen. Gleichzeitig verschwindet Stüttgen hinter den Schnitten; seine Umrisse sind nur noch zu erahnen. Das Bild stellt ihn nicht bloß, setzt ihn nicht nur einfach unseren Blicken aus: Er schaut uns geschützt entgegen. Melissa wird das Bild einfach Timi nennen.



TIMI, 2013, cut paper, 84 cm x 125,5 cm

I photographed Timi in her flat surrounded by her ideas. All of the books in the window represent a slice of her intellectual prowess. Ferocious.

We'd met through mutual friends and shared so many parallel life streams that it made complete sense to come together. As for our photo session, we knew each other well enough by then to not make it about reaching for hard edges. It was more about being with someone in their fullness; standing surrounded by her ideas and experiencing her field. She posed in the window and played a bit the provocateur, or made gestures to abstract from already fractured gender codes. But she was also a mellow cat and I got to see her relax which was the nicest part.

As the artwork goes, it is an object and an honorarium. It captured the circumstances which were that many of us had just lost an important member of the tribe, whatever the distance or the nature of the contact up until that point. She was infatuating, she had rocket ship honey love energy.

Wenn wir auf das Bild schauen, dann wirkt unser Blick durch die Schnitte plötzlich seltsam zerrissen. Er fällt nicht nur auf das Bild, sondern auch durch dessen Oberfläche hindurch. Immer wieder droht unser Blick an Tim vorbeizugleiten, würde ihn das Bild nicht auch halten. Die Schnitte fordern den Blick heraus und führen ihn in das Dazwischen und Dahinter, mitten in die Tiefe der verletzten Oberfläche hinein. Hinter diesen Schnitten bleibt Tim auch versteckt. Aber gerade dort, wo er vor unseren Augen in ihnen zu ver-

schwinden scheint, dort sind wir aufgefordert, ihn zu finden. Wie keine andere Frage bewegt Melissa die Idee von Nähe. Wie können wir den Blick des anderen finden und halten; wie können wir einander nah sein? Hier formuliert sich der Kern ihrer Arbeiten, die wie ein gewaltiges Forschungsprojekt um uns herum ausgebreitet liegen, während ich in ihrem Studio bin. Nähe ist das erste und letzte Bedürfnis.

Dabei bedienen ihre Bilder keine klischeehaften Vorstellungen von Intimität. Melissas Verständnis von Nahsein hat etwas Exzessives und Ausgelassenes. Das Wort Freude kommt in den Sinn. Aber auch das Wort Ehrlichkeit. Als würde eine Oberfläche aufbrechen und dahinter alles zutage treten. Ehrlichkeit als ein Ort der Nähe. Die Menschen in ihren Arbeiten geben sich stolz ihren aus der »Norm« fallenden Körpern und ihren sexuellen Begierden hin, wie auch immer sich diese gestalten. Indem diese Figuren uns sagen, was sie begehren, wenden sie sich uns zu. Dieses Begehren ist jedoch nicht immer sexueller Natur. Das sexuelle Wollen ist vielleicht nur jene Sprache, in der sich die Idee des Begehrens zuspitzt. Es gibt auch Menschen in Melissas Bildern, die einfach nur ein stilles, schweres Lächeln vor sich tragen. Auch sie scheinen dabei über sich und ihre Sehnsucht zu sprechen. Über das, was sie vielleicht eigentlich nicht sagen wollen oder können.

I once drove alone from Alaska to Wisconsin by car. I had been living for free with a woman I did not know (a friend of a friend) in Anchorage for about a month and she had been so generous with me that I really wanted to say »thank you« in a generally outward direction. Anything, just out. So I said this to myself and to the trees and to the road and as I drove along I saw the sorriest, saddest looking person. This guy was standing on the side of the highway, tears streaming, nose bleeding, and he was holding a twenty dollar bill. I mean really. It was elegantly timed and the perfect set of circumstances to offer assistance: we were synchronized into each others' scripts. So I picked him up, he told me his story, and we went on together for a patch. It was just long enough for me to recognize the feeling of what I can only qualify as being very human. Really, very human. As though we all have it, this incredible desire to share and be touched but it's blocked on so many levels that it's often hard to recognize or stimulate.

Ich stehe weiter verloren auf dem Fliesenboden in Melissas Studio und kann mich nicht entscheiden, während sich das Licht langsam aus dem Zimmer zurückzieht. Die Werke erinnern mich an intime Schnappschüsse aus privaten Fotoalben; bei jedem Bild frage ich mich, ob ich die Menschen darauf wohl mögen würde. Was heißt das, wenn ich das Foto von dieser oder jener Person mit in meine Wohnung nehme? Hängt daran nicht mehr? Ein Gefühl, als

Good porn has the power to inspire

»It's a shared experience—sex is something that nearly every adult has had, from your grandparents to world rulers, and that is a powerful connective force, not an isolating one ... It's diverse—as diverse as humankind!«

Erotic film maker Erika Lust about porn rituals, the internet, bad porn and female authorship. What is good porn?

Interview: Clara Herrmann

Photos: Erika Lust

Erica, you graduated in political science with a focus on feminism. When did you decide to make porn movies? What is your aspiration? When I was studying feminism, I learned about the sex-positive theory of porn being a tool for women's sexual liberation. I agreed with the idea, and began reading literature about it, like Linda Williams's book *Hard Core*, but never saw any modern movies to support this idea. It wasn't until I came to Barcelona and found work in a production house that I was inspired to take directing classes and considered making my own erotica; rather than wait for the adult film I hoped existed but had never seen, I decided to go out and make it.

Female authorship seems to be a way out of the male-dominated world of porn. As a filmmaker and writer, how would you describe your particular, individual, female view on sex? Female authorship certainly has the power to change the face of the porn industry; thus far, it has been exclusively the domain of men—men making porn for other men. But now there are large numbers of women and couples who are demanding something better, and that is where our power [as women filmmakers] lies. If we each, as filmmakers, create work unique to our vision of sex and erotica (rather than conforming to stereotypes, clichés, or 1,000 year-old gender standards) we will give balance to the industry and show that sex is as diverse as the people who have it.

How did your studies influence your work? Studying political science taught me to think critically, and my focus on feminism lead to my interest in and studies of porn as a tool for women's sexual empowerment.

What are the typical male rituals surrounding porn? What do you think about them and how do you deal with them in your work? I can't really answer this, as I am only one person and can't speak for men. I will say however, that I think many people's (of all genders) rituals surrounding porn go along the

lines of: feel horny, watch porn, masturbate, cum, turn off porn. As opposed to this, my work usually inspires a different kind of ritual, one that is unique to each person. Many people watch it as a couple—maybe it's a surprise or Friday's date night routine. Maybe they watch the whole thing and get incredibly turned on before even touching each other; maybe they decide to try a move halfway through; maybe it sets the mood and plays in the background while they make passionate love all night. Who can say! My point is, I want to create films that offer the viewer more than just a wank.

There is a school of thought in the feminist world that one can't be a feminist and still like porn ... It's true that most mainstream porn doesn't show any kind of equality between men and women; I feel that's because of the low numbers of women working within it and sharing their vision of sex. That said, regardless of what type of porn she is watching, when a woman seeks and enjoys erotic material, she is owning and exploring her sexuality—which can only be empowering.

And what has been the reception to your work? It's been overwhelmingly positive, especially from viewers who took the time to write me.

Your latest movie *Cabaret Desire*, which has been awarded Movie of the Year at the Feminist Porn Awards 2012 in Toronto, is about a night of erotic readings. You are a writer yourself; what does writing and reading mean to you in an erotic way and as a ritual? The important thing about the experience of writing and reading, which can be so different from watching a film, is the exercise of imagination. This is so important both in filmmaking and in sexuality as a whole, as it urges us to experiment with pleasure.

In *Cabaret Desire* a woman has a ménage-à-trois with a man and a woman and has sex with both, using a strap-on for sex with the other woman. How do you break with porn clichés and role models? That scene was specifically about a woman who is tired of

Punishment #1 Filmstills

Text und Kuration von Jan Bathel

Julius von Bismarck
PUNISHMENT #1
2011

Filmstills aus HD Video (1080 × 1920 px) 31:36 min
Mit freundlicher Genehmigung der Galerie Alexander Levy
www.alexanderlevy.net



1 – Philosophisches Ritual

Es ist schon ein paar Jahre her, dass der achämenidische Großkönig und ägyptische Pharao Xerxes I. die Meereseenge Hellespont mit 300 Peitschenhieben strafen ließ, nachdem dort mehrere von ihm in Auftrag gegebene Brücken kurz nach dem Bau durch ein Unwetter zerstört wurden. So die vorchristliche Legende. Julius von Bismarck baut keine Brücken und ist auch kein Großkönig, er lässt nicht peitschen, er peitscht selbst. Bis zur Erschöpfung. Er peitschte die Freiheitsstatue und wurde verhaftet, peitschte den Geburtsort der Eidgenössischen Demokratie in der Schweiz, peitschte die Christus-Statue *Cristo Redentor* in Rio, einen Gletscher und das Meer.

Als ich in der Galerie Alexander Levy den Film zur Arbeit das erste Mal sah, peitschte sich Julius für mich nicht entlang der Natur-Mensch-Unterscheidung, sondern entlang einer philosophischen Begriffsreihe, ohne die wir in unserem westlichen Gesellschaftskonstrukt und unserer Begriffsgeschichte nicht mehr auskommen: Demokratie, Freiheit, Souverän, Natur, Religion.

2 – Demokratie

Wie viele Hiebe kann eine Demokratie ertragen, ohne ihre Souveränität einzubüßen? Während wir Deutsche mit den beiden Begriffen Vernunft und Recht jonglieren müssen, um uns demokratischer Souveränität sicher zu sein, hat der Franzose ein einziges Wort zur Verfügung: *«raison» (du plus fort)*. Doch Achtung! Postuliert wird hier nicht die Selbstvergewisserung der Demokratie, sondern der Machtanspruch moderner Demokratien in ihrer Abgrenzung nach außen. Immer

deutlicher wurde diese Lesart mit dem Auftauchen der Schurken, oder gar ganzer »Schurkenstaaten«, am Begriffshorizont und büßte die Vernunft damit ganz ein. Bleiben also Recht und »Schurken«. Wenn ich aber aus dem »Schurkenbegriff« heraus Demokratie denken müsste, dann denke ich nicht an Mauern, nicht an ein Flüchtlingscamp oder Drohnen.

Auf dem Prüfstand steht seit Jacques Derridas Buch *SCHURKEN. ZWEI ESSAYS ÜBER DIE VERNUNFT*, die alte und immer neue Frage der Demokratie, ihrer philosophischen Grundfeste, ihrer Bedingungen und Zukunft. Denn unsere Demokratie ist nicht ererbbar, wie ein Elternhaus oder vorzeigbar, wie ein alter Freund, sondern mit Derrida gesprochen immer nur eine »kommende Demokratie«, Gerade im Jenseits aller Vernunft. Denn alle Versprechen der Demokratie lösen sich gleichsam erst mit dem Eintreffen des Neuen, Fremden ein.

3 – Religion

Wenn neben NSA und Gott etwas allgegenwärtig scheint, dann das Begriffspaar Gewalt und Religion. Jan Assmanns Schrift *DIE MOSAISCHE UNTERSCHIEDUNG: ODER DER PREIS DES MONOTHEISMUS* befeuerte die Diskussion über die These, dem Monotheismus wohne eine Affinität zur Gewalt inne. Sloterdijks Essay *IM SCHATTEN DES SINAI: FUSSNOTE ÜBER URSPRÜNGE UND WANDLUNGEN TOTALER MITGLIEDSCHAFT* setzt die von Assmann angestossene Debatte über den Zusammenhang von blutiger Gewalt und exklusivem Monotheismus mosaischen Typus fort. Dabei geht es um eine begriffliche Neubewertung.

Sloterdijks Rekurs verweist uns auf einen Strukturbruch der Mitgliedschaft selbst. Dieser spielt auf neue Formen von Communitys mitsamt ihrer »weak- und »strong-tie«-Logik an. Im Mittelpunkt stehen die Regeln von Switches von dem einen ins

»Das Abarbeiten an den Gesten, die bestätigen, dass du noch weiter zum Rudel gehörst.«

Helene Hegemann und Malakoff Kowalski –
ein Gespräch

Protokoll: Rabea Edel, Clara Herrmann
Polaroids: Rabea Edel



Die Kantine der Volksbühne Berlin ist leer an diesem frühen Abend, ein paar Tontechniker, ein zwei Schauspieler, die an ihren Biergläsern nippen. Aus den Lautsprechern schwappt ein Soundteppich, der sich über das Gemurmel legt. Das Konzert auf der Musikbühne hat gerade begonnen, die Bildschirme sind griselig, die Bühne dunkel, die Musik mäandern. Irgendetwas Elektronisches, eine Frauenstimme, kein Text zu verstehen. Wir setzen uns an den größten Tisch in der hintersten Ecke, bestellen Wasser mit Zitrone und Coca-Cola. Helene hat ihren Hund dabei, ein winziges schwarzes Tierchen, das tatsächlich High Five geben kann und sich dann sofort zwischen Malakoff und ihr auf der Bank zusammenrollt. Es ist der letzte freie Abend vor einer Tour, Helene muss am nächsten Tag zur Probe, Malakoff auf der Bühne stehen. Sie erzählen von ihrer ersten Begegnung, in Hamburg nach einer Theaterpremiere, sie sind vertraut miteinander, sie kennen sich gut. Gibt es in ihrer Freundschaft Rituale, fragen wir und beide zucken erst einmal mit den Schultern. Noch ein Glas Wasser, noch eine Cola, irgendwann nickt Malakoff:

MALAKOFF KOWALSKI: ... Ich dachte eigentlich, ich bin Rituale-befreit. Ich bin aufgewachsen als Bahai. Eine Weltreligion, die an die Einheit der Menschheit und die Einheit der Religionen glaubt. Sehr hippiesk und philosophisch. Bahai sind gegen Rituale. Das ist total irre. Das ist eine Religion und dennoch sagen sie, Rituale müssen absolut vermieden werden. Weil sie zu leeren Hüllen verkommen. Du betest so, wie du betest. Es gibt Regeln, aber keine Rituale. Auch nicht in der Gemeinschaft. Ich bin also damit aufgewachsen, keine Rituale zu haben und nun habe ich gemerkt: Ich bin voll mit dem Zeug! Ich falte jeden Tag Handtücher, ich wachse und poliere jeden Morgen meine Stiefel, ich muss Geschirr abwaschen, sonst kann ich nicht denken. Ich muss kochen ... – hast Du überhaupt keine Abläufe?

HELENE HEGEMANN: Ich habe tatsächlich keine Abläufe, aber ich habe eine Ritualversessenheit in einem komplett anderen Bereich, was von so einem Folklorekatholizismus herrührt, der wirklich nur darüber funktioniert, dass man an einen Gestus glaubt, an religiöse Unverhältnismäßigkeit. Das, was Katholizismus ausmacht, ist dieser extreme Protz, diese extreme Inszenierung von opernhaften Abläufen. Messdienen war immer mein größter Wunsch, dabei bin ich nicht mal getauft. Es gibt Thatermacher, die alles, was auf der Bühne stattfindet legitimieren, indem sie es als eine eine Form von Ritual verkaufen. Das haben die aus der Kirche. Weil Jesus für ihn gestorben ist, kann Hedi Slimane für seine Saint Laurent

Werbekampagne Lindsay Lohan und Marilyn Manson casten. Mir kommt das sehr katholisch vor, ha.

Ich habe *Rituale* von Cees Noteboom in der Schule gelesen. Ich weiß noch, dass ich diesen Typen damals ganz cool fand, der seinen ganzen Tag durchgetaktet hat. Ich dachte immer: Wie kann man bloß so werden? Heute geht es mir gut, wenn ich so bin wie er. Was haben wir eigentlich gestern gemacht? Gestern haben wir was zusammen gedreht ...

Stimmt, die Visuals für ein Stück von Wedekind, das wir an der Kölner Oper in eine Art Musiktheater transformieren. Es geht um eine 17-jährige Musikstudentin, die sich in ihren Gesangslehrer verliebt, weil der ihr verspricht, sie könne die größte Wagner-Sängerin aller Zeiten werden. Das Stück als solches ist total verlabert und eigentlich eine schreckliche, sadistische Maßnahme von diesem Autor, das arme 17-jährige Mädchen als Opfer ihres Schicksals zugrunde zu richten, völlig willenlos. Die steht moralisch betäubt in der Ecke und wird gedemütigt. Das hab ich jetzt komplett abgeändert und eine nette, an Nouvelle-Vague-Filme erinnernde Dreier-Love-Story draus gemacht. (*überlegt kurz*) Hat dein Hut eigentlich auch was mit deinen Ritualen zu tun?

Ich trage den seit 2007, seitdem ich in Berlin bin. Immer. Mein bester Freund aus Hamburg hat mir das Ding damals mitgegeben, es hatte seinem Opa gehört. Kein Mensch, wörtlich keiner, hat so was damals getragen. Das war wichtig. Jetzt trägt Gisele Bündchen eine billige Variante in der neuen H&M-

Die Homo-Ehe: Emanzipation oder Anbiederung an eine heterosexuelle Norm?

Die Hauptforderung der 1970er Jahre, das *Recht auf Anders-Leben*, wird im Kampf für die Homo-Ehe ersetzt durch eine neue öffentlichkeitswirksame Forderung: das Recht, so zu leben wie die heterosexuelle Mehrheit. Ein Effekt davon: Viele Schwule und Lesben müssen heute unter Beweis stellen, dass sie die besseren Heteros sind. Wird eine Emanzipation also wirklich erreicht, oder dient die Homo-Ehe lediglich der Wiederbelebung einer verstaubten Institution? Die Debatte um sie geht alle an, wenn es um die Möglichkeit alternativer Lebensmodelle jenseits der staatlich anerkannten geht.

Ein Kommentar von Mike Laufenberg
Illustration: Žiga Tomori

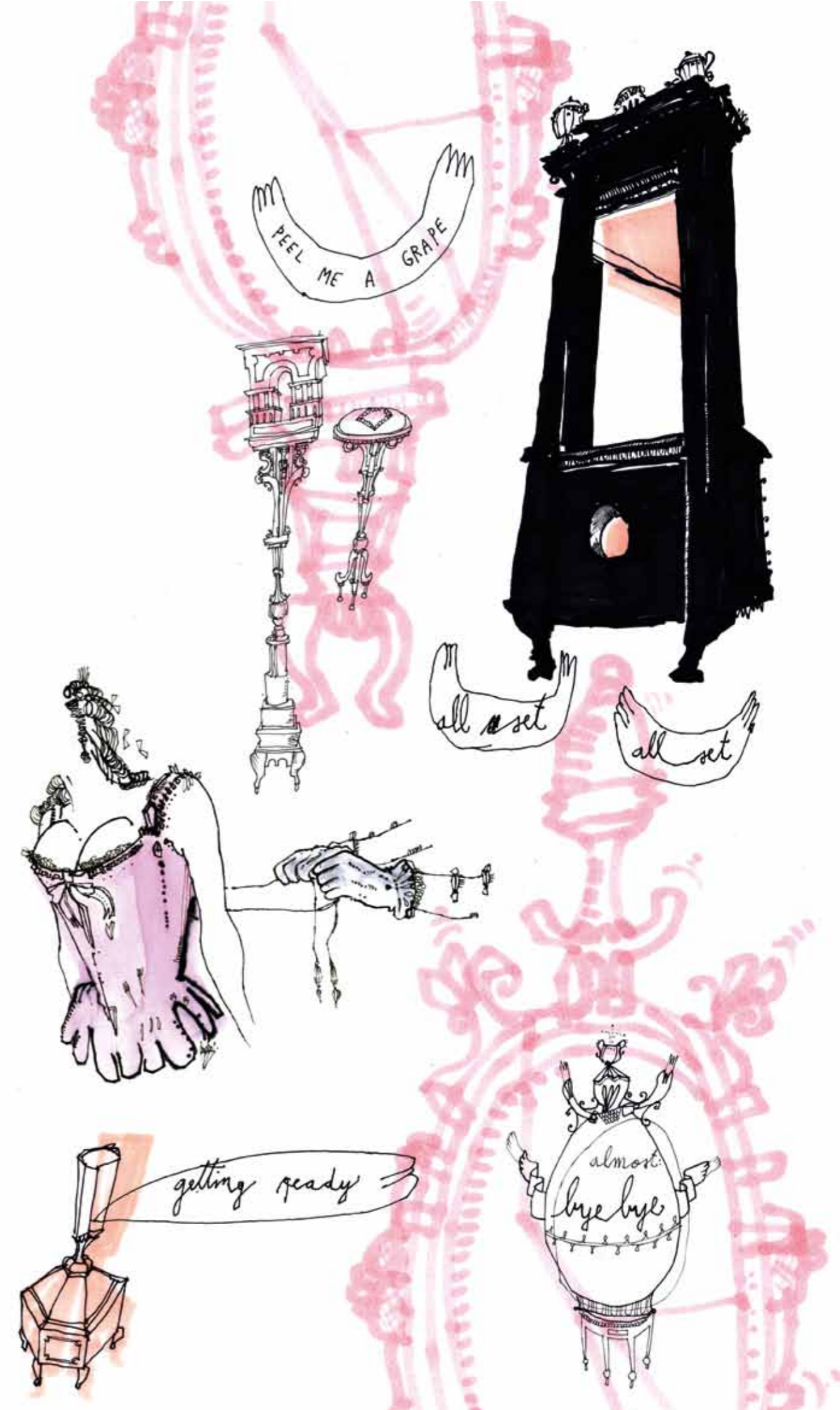
Wenn Heterosexuelle aus allen erdenklichen Beweggründen heiraten dürfen, dann sollten Schwule und Lesben freilich dasselbe Recht genießen. Damit wäre das Wichtigste zur Homo-Ehe eigentlich auch schon gesagt. Die Gegnerinnen und Gegner der gleichgeschlechtlichen Ehe sehen das natürlich anders. Ob in Europa, Lateinamerika oder den USA: Die Frage, ob Schwule und Lesben in die Standesämter oder gar vor die Traualtare treten dürfen, spaltet die Gesellschaft. Die mediale Aufmerksamkeit gilt hier meist dem Widerstand der Kirchen und den Protesten des konservativen Lagers. Darüber gerät leicht in Vergessenheit, dass Kritik an der Homo-Ehe auch aus den eigenen Reihen kommt. Viele Lesben und Schwule denken nämlich nicht im Traum daran, zu heiraten. Mehr noch, sie begegnen einer Gleichstellungspolitik, die ihnen suggeriert, schwul-lesbische Emanzipation sei ausgerechnet dann erreicht, wenn man wie die heterosexuelle Mehrheit lebt, mit Skepsis.

Der Autor ist einer von ihnen und gibt zu bedenken, dass der Kampf für die Homo-Ehe unter bestimmten Umständen zu einem gleichstellungspolitischen Eigentor zu werden droht. Denn die berechtigte Forderung nach einer Öffnung der Eheinstitution für Lesben und Schwule tendiert dazu, die staatliche und rechtliche Privilegierung der Ehe zu bestätigen und damit konservative Beziehungs- und Familienmodelle weiterhin zu bevorzugen. Verfehlt der Kampf für die Homo-Ehe aber nicht sein Ziel, wenn denjenigen, die ganz gleich welcher sexuellen Präferenz – der Eheinstitution fernbleiben wollen, daraus weiterhin Nachteile erwachsen? Warum aber ist eine grundsätzliche Entprivilegierung der Ehe so schwierig durchzusetzen?

Mythos Liebesheirat: Die Ehe als staatliches Steuerungsinstrument

Der Staat stand der Frage nie gleichgültig gegenüber, wie wir unsere Beziehungen gestalten, mit wem wir zusammen leben und wie wir Familie definieren. Ob Steuerpolitik, Erbschaftsregelung oder Adoptionsrecht: Der Gesetzgeber hat eine Fülle von Steuerungsinstrumenten zur Hand, mit denen er Einfluss darauf nehmen kann, welche Beziehungs- und Liebesformen in einer Gesellschaft begünstigt und als normal erachtet werden – und welche marginalisiert bleiben. Die Ehe ist die Institution, durch die der Staat einen direkten Zugriff auf unsere intimste Privatsphäre hat. Die staatliche Ehepolitik ist dabei zugleich repressiv als auch fördernd: Während es auf der einen Seite in vielen Ländern gesetzliche Eheverbote gibt – das Verbot gleichgeschlechtlicher Ehen ist eines davon – schafft der Staat auf der anderen Seite Heiratsanreize für die Mehrheitsgesellschaft. Er tut das, indem er Verheirateten gegenüber Nichtverheirateten rechtliche und ökonomische Vorteile einräumt. Zwar zwingt der Staat in liberal-demokratischen Gesellschaften heute niemanden mehr zu heiraten, die Entscheidung gegen die Ehe bringt aber nach wie vor Hürden und Einbußen mit sich.

Solange dies so ist, ist die Entscheidung, zu heiraten, also streng genommen auch keine private, keine freie Entscheidung. Die in den 1990er Jahren einsetzende Entwicklung, die Teile der Schwulen- und Lesbenbewegung dazu bewog, die Forderung nach einem Recht auf Ehe ganz oben auf die politische Agenda zu setzen, ist dafür das beste Beispiel. Wir müssen den Heiratswunsch von Lesben und Schwulen nämlich in



Impressum

Herausgeber: Stiftung Nächste Gesellschaft gGmbH

Geschäftsführung: Dr. Bernhard Krusche (V.i.S.d.P.), krusche@revue-magazine.net

Co-Publisher: Jan Bathel, bathel@revue-magazine.net,

Sven Enger, enger@revue-magazine.net,

Jonathan Imme, imme@revue-magazine.net

Chefredakteurin: Rabea Edel, edel@revue-magazine.net

Redaktionsassistentin: Clara Herrmann, redaktion@revue-magazine.net

Gestaltung: Langesommer – Atelier für Grafikdesign und Typografie

www.langesommer.de

Artdirektion: Christine Lange & Patrick Marc Sommer, mail@langesommer.de

Lektorat: Marcus Braun, Wiebke Schuirmann, Aidan McKeown

Korrektorat/Proofreading: Svenja Behrens, Aidan McKeown

Kolumnist Online: Manoucher Shamsrizi

Autoren dieser Ausgabe: Aleida Assmann, Jan Assmann, Moritz Avenarius,

Jan Bathel, Jörn Becker, Kristin Dombeck, Rabea Edel, Jasmin Elagy,

Wolf Dieter Enkelmann, Euripides, Timo Feldhaus, Anne-Katrin Fenk,

Max Gilgenmann, Francesca Gino, Hendrik Haase, Hanno Hauenstein,

Jana-Maria Hartmann, Clara Herrmann, Athanasios Karafillidis,

Moritz Klenk, Bernhard Krusche, Mike Laufenberg, Maren Lehmann,

Harald Lemke, Christoph Peters, Birger Priddat, Elisabeth Rank,

Andreas Reckwitz, Rebekka Reinhard, Dirk Rustemeyer, Sudhir Shamar,

Michael Sarbacher, Friederike Schilbach, Michael Stavarič, Wolf Singer,

Tile von Damm, Manuel Wischnewski, Christoph Wulf

Interviewpartner: Christoph Balzar, Dirk Baecker, Robert Bäuerle,

Martin Bengtsson, Helene Hegemann, Felicitas Heimann-Jelinek, Johannes Herber,

Philipp Hessinger, Malakoff Kowalski, Bernhard Krusche, Erika Lust, Lutz Marz,

Hanune Shalati, Leanne Shapton, Melissa Steckbauer, Winfried Zimmermann

Featured Artist: Melissa Steckbauer

Illustrationen und Plastiken: Johanna Balzer, Sebastian Haslauer, Žiga Tomori

Fotografen: Johanna Balzer, Rabea Edel, Christoph Balzar, Julius von Bismarck,

Erika Lust, Jonas Opperskalski, NextBangalore/MOD, Christoph Peters, Mary Scherpe,

Michael Schmelling, Hanune Shalati, Melissa Steckbauer, Julius von Bismarck, Falk Wenzel

Internetauftritt: Wigwam

www.wigwam.im

Druck: gutenberg beuys feindruckerei gmbh

Hans-Böckler-Str.52, 30851 Hannover/Langenhagen

www.feindruckerei.de

Anzeigen: Arnim Janssen, anzeigen@revue-magazine.net

Besonderen Dank an: Alexander Levy, Marie Schmidt, Team Wigwam